

# **Der Kern jeder Kunsterfahrung besteht darin, dass wir uns durch sie mehr vorstellen können als zuvor (Wilhelm Genazino)**

**Thesen für den Bekult-Gipfel vom 3. Mai 2016, Innere Enge Bern**

Liebe Anwesende

Welche Kunst fördern wir, welche nicht? Ist staatliche Kulturförderung nicht etwas, was wir in der offenen Gesellschaft ablehnen müssten? Muss Kunst nicht völlig frei sein, damit sie ihre Aufgabe erfüllen kann? Aber wie ermöglichen wir - wie ermöglicht wer? – diese Freiheit?

Man müsste heute Abend ganz vorn beginnen. Ich schaffe dies im gesetzten Rahmen nicht. Deshalb mute ich Ihnen ein paar bruchstückhafte Überlegungen zu.

## **Kurt Blums Fotos**

Im Sommer 2013 waren in der Gesamtschau des grossen Berner Fotografen im Kornhausforum Bilder von der Künstler- und Kunstszene Berns in den 1950er und 1960er Jahren zu bestaunen. Was für eine Atmosphäre von Ernst, Leichtigkeit, Ausgelassenheit, Hingabe. Welche Verbindung, Vermischung, Bestärkung unter den Künstlerinnen und Künstlern der bildenden Kunst, des Tanzes, des Theaters, der Musik. Welche Präsenz internationaler Meister in Ateliers, Kellern, Theatern, der Kunsthalle. Vor 50, 60 Jahren, so scheint es, war Bern ein Kunstort von internationaler Bedeutung mit einem anregenden Klima.

In jener Zeit gab es praktisch keine öffentliche Förderung, viel weniger Institutionen als heute, kaum anerkannte Ausbildungen, wenig Auszeichnungen und Preise. Die Frage drängt sich auf, ob und wie das eine mit dem anderen zusammenhängt, die Abwesenheit der öffentlichen Förderung und das Blühen des Kunstschaffens und Kunstlebens. Ohne jeden Zynismus ist es interessant – und für die Entwicklung der Kunstförderung essentiell – zu wissen, ob jenes Klima der Gemeinsamkeit, der Zusammengehörens, des sich gegenseitig füreinander Interessierens, künstlerisch und menschlich, heute schwächer ist wegen der Förderung. Oder ob es wiederum möglich wäre, falls sich an der Förderung etwas änderte? Was?

## **Berns Vorzüge**

Ich beginne mit ein paar kulturellen Vorzügen Berns:

- Bern hat viele engagierte, hartköpfige, beharrliche Kulturveranstalter, die mit Verstand und Herz und nicht selten mit dem eigenen Portemonnaie dabei sind. Als ein Beispiel nenne ich hier Hans Zurbrügg.
- Bern hat die KulturLegi, die auch den nicht auf Rosen Gebetteten Zugang erleichtert.
- Bern hat den PROGR, ein selbstverwaltetes Kulturproduktionszentrum mitten in der Stadt.
- Bern hat die Reitschule als alternativ gebliebenen vielspartigen Kulturort.
- Bern hat eine lebendige Szene mit Modelabels, Gestaltungs- und Designfirmen, in der Kreativwirtschaft. Aber viele kennen sie nicht.
- Bern hat vielfältige Informationskanäle für das kulturelle Angebot (BKA, ensuite, Bund, BZ).

- Bern hat mit Bekult eine Organisation der Kulturveranstalter, die freilich kritischer und aktiver sein könnte.
- Bern hat eine anständige städtische Kulturfinanzierung (4,5% des Gesamtaufwands) und eine regionale Mitfinanzierung sowie kantonale Mitfinanzierung kultureller Einrichtungen.
- Bern hat die Bürgergemeinde (Naturhistorisches Museum, Mitträgerin Historisches Museum, Kulturpreis, Förderung), eine grosse Kulturfördererin.
- Bern hat ein paar wichtige Stiftungen, die sich regelmässig finanziell engagieren, und auch eine Handvoll von Firmen.
- Bern hat eine kritische Resonanz der Kulturarbeit in Medien (Bund, BZ, ensuite, Radio RaBe, Journal B).
- Bern hat eine Kunsthochschule, die ausbildet, produziert, vermittelt, jedoch im Kulturleben der Stadt zu wenig präsent ist.

Bern ist nicht ausschliesslich die Stadt mit 140'000 Menschen, sondern auch die Region. Zusammen wohnen hier gegen 400'000 Menschen. Sie zahlen an einige Kultureinrichtungen mit. Nur dank ihrem Interesse kann das Kulturleben in der Stadt (im engeren Sinn) so reichhaltig und vielfältig sein. Daraus folgt: Wir müssen uns für die ganze Agglomeration / die gesamte Region in ihrer Unterschiedlichkeit interessieren, für die Leute, ihre Lebensumstände, ihre Sorgen, ihre Erwartungen, ihre Möglichkeiten, ihre Fähigkeiten.

Das heisst: Gerade die in der Stadt etablierten Kultureinrichtungen sollten immer wieder ihre Häuser verlassen, sich öffnen, in Dörfern auftreten, sich dort zeigen und reden. In diesem Sinn ist der Kubus von KTB, ein Steinwurf vom Stammhaus entfernt, eine verpasste Chance.

### **Zehn Thesen zum Kulturleben und seiner Förderung in Bern**

1. Den eigentlichen Humus für das kulturelle Gedeihen in der Stadt und Region Bern bilden die von der öffentlichen Hand unabhängigen Akteure und Förderer: Buchhandlungen, Galerien, Chöre, Kinos, Kirchen und viele mehr. Sehr wichtig sind die Freiwilligen, die der Sache dienen.
2. Die geförderte Kultur beruht auf Grundlagen, die sie selber nur bedingt hervorbringen kann. Umso wichtiger ist, dass alle Zugang haben zur Kultur und die Chance, sich kulturell zu betätigen.
3. Professionelle Kultureinrichtungen funktionieren als Betrieb nicht immer professionell. Je mehr Steuergeld sie erhalten, desto höher sind die Ansprüche an ethisches Verhalten, faire Arbeitsbedingungen und offene Information. Und an ihre Öffnung im Innern und nach aussen.
4. Ein Zauberwort auch in der Kultur ist Zusammenarbeit. Zusammenlegen der Kräfte setzt mehr frei als die Einzelnen allein vermögen. Kooperation verlangt starke Ideen, klare Abmachungen, einfache Organisation, gegenseitiges Vertrauen.
5. Gesuchstellung und Bewilligungsverfahren sind anspruchsvoll und aufwendig. Die Stadt kann die Kulturschaffenden darin unterstützen. Sie kann Plätze zur Verfügung stellen, Zwischennutzungen erleichtern, Regelungen erläutern. Optimal wäre eine einzige Anlauf- und Hilfsstelle für alles.

6. Öffentliche Kulturförderung ist eine gemeinsame Aufgabe der Kulturschaffenden und der Behörden. Um ihren Teil beizutragen, müssen die Kulturschaffenden sich zusammenraufen und gemeinsam auftreten. Um ihren Part zu leisten, müssen die Stadt- und die Regionsbehörden die Organisation der Kulturszene als Partnerin anerkennen und sich mit ihr regelmässig auseinandersetzen.
7. Bern ist für keine Kunstsparte eine Gipfeldestination. Aber Bern hat als Basislager, als Talentschmiede, als Werkstatt und als Durchlauferhitzer Bedeutung. Dies erfordert die Giesskanne und den Gärtner.
8. Die Unterstützung des Kulturschaffens folgt den Bedürfnissen der Kulturschaffenden. Die Bedürfnisse heissen: Gute Aus- und Weiterbildungen, faire Arbeitsbedingungen, gleich lange Spiesse für alle, kein Produktionszwang, das Recht auf Scheitern.
9. Kunst ist eine gesellschaftliche Ressource; die Stadt kann sie gezielt nutzen. Die Stadtpräsidentin/der Stadtpräsident und die Abteilung Kulturelles können die Kulturschaffenden und die Kulturhäuser herausfordern mit Fragen und Themen. Sie können einladen zum Nachdenken und zur Entwicklung neuer Modelle gerade auch in der Förderung.
10. Wir müssen das Rad verbessern, nicht neu erfinden. Wenig in meinen Thesen ist neu. Fast alles steht irgendwo, teils vergessen. Es ist wichtig, die früher gemachten Überlegungen zu bewahren und sie von Zeit zu Zeit zu prüfen. Im Gespräch zwischen Kulturschaffenden, Förderern und Interessierten ergeben sich so neue Ansätze.

## Zu den einzelnen Thesen

- 1. Den eigentlichen Humus für das kulturelle Gedeihen in der Stadt und Region Bern bilden die von der öffentlichen Hand unabhängigen Akteure und Förderer: Buchhandlungen, Galerien, Chöre, Kinos, Kirchen und vieles mehr. Sehr wichtig sind die Freiwilligen, die der Sache dienen.**

In Bern leisten Viele kulturelle Basisarbeit in allen Sparten. Die Arbeit entwickelt sich ständig. Aus ihr wachsen Bedürfnisse nach mehr. Die Basisarbeit benötigt kaum öffentliche Unterstützung. Sie braucht aber Aufmerksamkeit und Wertschätzung. Ohne sie hätte die öffentlich geförderte Kultur keine Basis, keinen Bezugsrahmen, ja vielleicht kein Publikum.

Beispiele: Bibliotheken. Buchhandlungen mit Spezialisierungen. Kunstgalerien und Off-Spaces. Unternehmungen, die Kunst sammeln, Künstler fördern, Kunst ausstellen (Beispiele Die Mobiliar, DC Bank, BEKB, Loeb-Treppenhaus). Unternehmer, die ihre Belegschaft in Ausstellungen oder Konzerte oder Tanzvorstellungen einladen. Kinos (nicht nur die fünf „anderen“ Kinos, z.B. auch Opern-Übertragungen). Modelabels. Design-und Gestaltungsbüros, überhaupt die Kultur- und Kreativwirtschaft. Musikschulen. Musikensembles und Chöre (dazu gehören auch jene der Mittelschulen). Kirchen (Musik, Lesungen, Lesegruppen, Kirche im Dialog, das Haus der Religionen). Tanzschulen und Tanzorte. Unterstützungsvereine für Museen, das Ballett etc. Nicht zu reden von dem, was in einer Zugstunde Entfernung wartet. Nicht zu reden vom Internet.

Die Kultur der Amateure ist freiwillig. Aber auch der Kulturbetrieb der Profis lebt in erheblichem Mass von Freiwilligen. Sie erweitern die Möglichkeiten jeder Institution. Sie machen mit aus Spass. Sie finden Sinn. Freiwillige sind unverzichtbar und ein Gewinn.

Freiwilligenarbeit heisst dienen, nicht verdienen. Leider ist das, was bisher Ehrensache war, an einzelnen Orten verkommen. An der Spitze eines Stiftungsrats, eines Vorstands zu wirken, fordert und bereichert. Wenn nun Einzelne in den grossen Institutionen dafür einige 10'000 Franken in Jahr beziehen, ohne ein besonderes Risiko zu tragen (das tragen wir Steuerzahler), schaden sie der Freiwilligenarbeit insgesamt.

**2. Die geförderte Kultur beruht auf Grundlagen, die sie selber nur bedingt hervorbringen kann. Umso wichtiger ist, dass alle Zugang haben zur Kultur und die Chance, sich kulturell zu betätigen.**

Kunst braucht Vermittlung. Von klein an. Frühkindliche Förderung ist ein Schlüsselwort. Stichwörter: Kissenkonzerte, Krabbelgruppen, Generationen im Museum, Bücherpakete von Bibliotheken an junge Eltern.

Es geht weiter im Kindergarten und in der Schule. Kulturvermittlung bringt den Möglichkeitssinn in die Schule. „Der Kern jeder Kunsterfahrung besteht darin, dass wir uns durch sie mehr vorstellen können als zuvor“ sagt der deutsche Schriftsteller Wilhelm Genazino. Zur klaren, planbaren Antwort-Logik der Schule kommt eine Logik offener Prozesse, von Risiken und Unsicherheiten, von Ambivalenz und Ambiguität. Es ist eine Logik, die von einer Frage ausgeht, von einer Idee. Kulturvermittlung an Schulen ist ein unersetzliches Vorbereitungs- und Übungsfeld für das Leben.

Kulturelle Teilhabe ist aber nicht an die Schule gebunden. Ebenso wichtig ist die Arbeit in Vereinen, in Musikschulen und Kultureinrichtungen. Sie öffnen Zugang zur Kunst. Sie ermöglichen den Leuten, sich mit Kunst zu befassen – und letztlich sich selber künstlerisch zu äussern.

Lorenz Hasler hat gesagt: „Wer ein Instrument lernt, erwirbt die handwerklichen Fähigkeiten, sein Innenleben nach aussen zu tragen, sich auszudrücken. Das stärkt ihn, in schwierigen Situationen besser klarzukommen, in der Schule, in der Lehre, im Leben. (...) Wir müssen sehen, dass gerade kreative Tätigkeiten, deren Nutzen nicht direkt berechenbar ist, Nebeneffekte haben, die uns dort weiterbringen, wo es wirklich zählt“.

Kulturelle Teilhabe ist ausgerichtet auf das demokratische Ideal der Gleichheit. Ziel ihrer Förderung ist der Abbau sozialer Ungleichheit. Im Kanton Wallis zum Beispiel werden Vorhaben gesucht und unterstützt, die:

- das Interesse an der Kulturszene fördern und dieser Zugang zu einem neuen Publikum öffnen
- das Potential einer künstlerischen Vorgehenseise für gemeinsame Schaffensprozesse und für die Ergründung gesellschaftlichen Problemstellungen erproben
- künstlerische Interessen und Interessen der Teilnehmer vereinen
- den Akzent sowohl auf den kollektiven Schaffensprozess wie auch auf das künstlerische Ergebnis setzen.

Es gibt hier ein Problem. Grosse Kultureinrichtungen sind sich oft selber genug. Für ihre Arbeit Interesse zu wecken und Verständnis zu schaffen, gehört nicht zu ihren Kernanliegen. Sie setzen damit ihre Zukunft aufs Spiel. Da die Zukunft der Kultureinrichtungen jedoch unsere gesellschaftliche

Entwicklung mitbestimmt, müssen freier Zugang, Dialogbereitschaft und ernsthafte Möglichkeiten zur Teilhabe mittelfristig subventionsrelevante Grössen werden.

**3. Professionelle Kultureinrichtungen funktionieren als Betrieb nicht immer professionell. Je mehr Steuergeld sie erhalten, desto höher sind die Ansprüche an ethisches Verhalten, faire Arbeitsbedingungen und offene Information. Und an ihre Öffnung im Innern und nach aussen.**

Kultureinrichtungen funktionieren nicht selten fernab vom republikanischen Selbstverständnis. Trotz Öffentlichkeitsprinzip und hochgehaltener Governance erklären sie öffentlich nicht mehr als sie unbedingt zu müssen glauben. Dies gilt in jüngster Zeit für KTB, aber auch für KMB/ZPK und die Dampfzentrale.

Je höher subventioniert Kultureinrichtungen sind, desto weiter entfernen sie sich von ihrer Basis. Desto mehr folgen sie Regeln, die sie selber oder andere ihresgleichen setzen. Desto weniger fühlen sie sich mitverantwortlich für unsere hiesige Kultur.

Eine Institution, die Kunst produziert, muss auch in ihrer Betriebsführung höchste Qualität anstreben: Haushälterischer Einsatz der Mittel, sorgfältiger Umgang mit den Menschen, Anwendung anerkannter Führungsgrundsätze, Transparenz.

Und: Gerade professionelle Kulturinstitutionen müssen die Vielfalt der Gesellschaft in ihren Programmen, Praktiken, Publikationen, im Publikum und in ihrem Personal vermehrt abbilden. Sie sollen sich öffnen, damit sich Bewohner und Bewohnerinnen unterschiedlicher Herkunft und Lebensweise bei ihnen willkommen fühlen. Die Öffnung beginnt im Inneren der Einrichtungen, bei den Mitarbeitenden.

**4. Ein Zauberwort auch in der Kultur ist Zusammenarbeit. Zusammenlegen der Kräfte setzt mehr frei als die Einzelnen allein vermögen. Kooperation verlangt starke Ideen, klare Abmachungen, einfache Organisation, gegenseitiges Vertrauen.**

Ein tolles Beispiel gelungener Kooperation ist die laufende Ausstellung geraniumcity. Sie verdankt die Vielzahl der Perspektiven, Anregungen, Erlebnis- und Erkenntnisangebote dem Zusammenspannen von Alpinem Museum, Kornhausbibliotheken, Botanischem Garten und Stadtgärtnerei. Vorbildhaft.

Die Grossen Einrichtungen sind besonders befähigt zur Kooperation. Entsprechend sind sie besonders dazu verpflichtet. KTB und KMB/ZPK etwa sind in besonderer Weise zu Kooperation befähigt und deshalb aufgerufen. KTB kann aus seinen Mitteln (Künstlern, Räumen, Technik, Marketing) für alle mehr machen. Indem es mehr freien Theaterschaffenden und –gruppen Produktionsmöglichkeiten anbietet. Indem es nach der Sanierung das Haus am Kornhausplatz zum Kulturtreffpunkt aller öffnet.

Kooperation besteht nicht nur in dem, was man zusammen macht. Sie besteht auch darin, auf andere zu achten, zum Beispiel bei der Wahl des Datums. Zum Beispiel der Montag, 25. April:

- Vernissage geraniumcity
- Philipp Blom im Kubus mit dem unsäglichen Max Moor
- Kammermusik mit dem Hagen Quartett im Konsi
- „L'endroit perdu“, offene Bühne im Schlachthaus Theater

- Liederabend mit Claude Eichenberger im Kubus
- Jazz am Montag mit Jazz-Studierender der HKB im PROGR
- Swiss Jazz Orchestra im Bierhübeli – da konkurrieren gleich zwei Jazz-Orte
- Rauschdichten im Musigbistrot.

Aufeinanderzugehen und Aufeinanderhören sind wichtige Stichwörter.

**5. Gesuchstellung und Bewilligungsverfahren sind anspruchsvoll und aufwendig. Die Stadt kann die Kulturschaffenden darin unterstützen. Sie kann Plätze zur Verfügung stellen, Zwischennutzungen erleichtern, Regelungen erläutern. Optimal wäre eine einzige Anlauf- und Hilfsstelle für alles.**

Ich kenne Tänzerinnen, die sich schwer tun mit der Abfassung von Unterstützungsgesuchen.

Ich kenne Choreografen, die sich vor internationalen Gemeinschaftsprojekten fürchten, weil sie die Bestimmungen in andern Ländern nicht kennen.

Ich kenne einige Freaks, die gerne ungenutzte Häuser, Hallen, Plätze auf Zeit nutzen würden, aber den bürokratischen Aufwand scheuen.

Ich kenne von der Stadt eingeräumte Zwischennutzungen, die Fragen aufwerfen.

So gehen der Stadt Versuche, Anregungen, Belebungen verloren.

Und so verpassen Kulturschaffende Chancen, sich zu erproben, zu zeigen, zu bewähren.

Warum nicht ausprobieren, was eine einzige Anlaufstelle bewirkt, die informiert, unterstützt, sich für die Kulturschaffenden einsetzt?

**6. Öffentliche Kulturförderung ist eine gemeinsame Aufgabe der Kulturschaffenden und der Behörden. Um ihren Teil beizutragen, müssen die Kulturschaffenden sich zusammenraufen und gemeinsam auftreten. Um ihren Part zu leisten, müssen die Stadt- und die Regionsbehörden die Organisation der Kulturszene als Partnerin anerkennen und mit ihr regelmässig reden.**

Kulturförderung ist keine einseitige Aufgabe. Ein Dialog ist nicht nur alle 4 Jahre nötig. Es braucht feste Gefässe für regelmässige Gespräche – wie mit der Reitschule – und Partner, die sich gegenseitig respektieren.

Auf der „Kulturseite“ fehlt derzeit eine Organisation der Szene, die innen kritisch ist und gegen aussen die gemeinsamen Interessen vertritt. Es scheint mir prüfenswert, Bekult auszuweiten auf die Kulturschaffenden, Amateure und Profis.

Was kann und soll die Szene tun? Beispiele:

- Die Szene sagt, warum die Gesellschaft die Künste braucht. Und sie sagt, was sie benötigt, um Kunst machen zu können.
- Die Szene mischt sich ein. Sie macht Vorschläge. Zum Beispiel für gemeinsame Werbung und Vermarktung mit mehr Plakatsäulen und Vorrang für die Kleinsten.
- Die Szene denkt mit. Sie äussert sich zum Beispiel zur Kunstausbildung, zur Nachwuchsförderung, zu den Arbeitsbedingungen, zur Vielzahl von Angeboten jeden Tag, zu Skandalen wie im Fall Stephanie Gräve.

Bei stets knappen Mitteln ist wirksame Förderung nur möglich, wenn alle Beteiligten in transparenter Diskussion aushandeln, wohin die Gelder fließen sollen – und wohin nicht (mehr). Gefragt sind Konzepte und eine breite gesellschaftliche Debatte. Die können die Kulturschaffenden jetzt lostreten.

Dabei ist zu bedenken: Es gibt hier viele Kulturen zu entdecken, einzubeziehen und zu fördern. Alle – Förderer, Kultureinrichtungen, Organisationen und Bekult – tun zu wenig für die Vermittlung unserer Kultur an die Migrantinnen und Migranten und nicht viel zur Förderung ihrer Herkunftskulturen. Hier ist ein weites Feld zu bestellen. Das geht nur mit den betroffenen Kulturschaffenden. Wann bilden die Kommissionen, Jurys, die Teams der Kultureinrichtungen die Zusammensetzung der Bevölkerung ab? Man sagt dem diversity management – das Wort wäre also schon mal da.

**7. Bern ist für keine Kunstsparte eine Gipfeldestination. Aber Bern hat als Basislager, als Talentschmiede, als Werkstatt und als Durchlauferhitzer Bedeutung. Dies erfordert die Giesskanne und den Gärtner.**

Basislager ist auf halbem Weg zum Gipfel. Wer es aufschlägt, will ganz hinauf. Aber nicht unbedingt hier in Bern.

Basislager ist ein Camp *aller* Kulturschaffenden *aller* Sparten. Ein Ort, wo das Gemeinsame gepflegt, wo Kontakte selbstverständlich, wo Kooperation und gegenseitige Unterstützung – wo vor allem gegenseitiges Interesse an der Arbeit – neu belebt werden.

Basislager heisst nicht ehrgeizlos. Es heisst realistische Ausschöpfung des Möglichen. Miteinander.

Nicht dem modischen Trend verfallen, einzelne Sparten zu pushen, um so Alleinstellungsmerkmale zu finden. Alle Sparten pflegen. HKB einbeziehen. Und Gräben zwischen den Sparten durch bewusst herbei geführte gegenseitige Begegnungen zuschütten.

**8. Die Unterstützung des Kulturschaffens folgt den Bedürfnissen der Kulturschaffenden. Die Bedürfnisse heissen: Gute Aus- und Weiterbildungen, faire Arbeitsbedingungen, gleich lange Spiesse für alle, kein Produktionszwang, das Recht auf Scheitern.**

Jedes Jahr treten hunderte gut ausgebildete Kulturschaffende neu ins Berufsleben ein. Sie stehen in Konkurrenz zu den bereits Aktiven. Nachwuchsförderung versucht, den Übergang in den Beruf abzufedern. Doch stetig wächst die Zahl der Frauen und Männer, die von ihrer Kunstarbeit im weiteren Sinn leben wollen. Das ist eine Herausforderung, wenn andererseits gute Arbeitsbedingungen angestrebt werden und eine Berufsausübung bis ins (Pensions-)Alter möglich sein soll.

Es geht um Arbeitsräume, um Löhne und Gagen, um Versicherungen und soziale Sicherheit. Irgendwann muss es ein Ende haben mit den prekären, intermittierenden, fragilen Arbeitsverhältnissen.

Es geht aber in der Förderung auch um weitere Anforderungen:

- Förderung soll den Kulturschaffenden primär vertrauen und nicht misstrauen.
- Förderer sollen ihre Verfahren, die Zusammensetzung der Kommissionen, die Kriterien transparent machen.
- Förderer sollen die Kulturen der zugewanderten Menschen erkunden und unterstützen.

- Und Förderer sollen sich regelmässig erklären, der Diskussion stellen, daraus Schlüsse ziehen.
- Die Förderung soll Künstlerinnen und Künstler in Freiheit arbeiten und ihre eigenen Vorstellungen und Konzepte umsetzen lassen.

Dabei sind gleich lange Spiesse für Projekte und Leistungsvereinbarungen wichtig. Für die Unterstützung von Projekten darf von den Gesuchstellern nicht mehr verlangt werden als für mehrjährige

Noch etwas: Künstlerinnen und Künstler gehen bei ihrer Arbeit ein Risiko ein. Das Scheitern ist Teil des künstlerischen Schaffensprozesses. Die Förderung muss bereit sein, dieses Risiko mitzutragen. Fördergelder sind als „Risikokapital“ zu vergeben, ohne den Erfolg des Werks zur Bedingung zu machen. Dies erfordert in den Fördergremien Kompetenzen wie visionäres Denken, Mut zum Risiko, gute Kenntnisse der Kultur- und Kunstlandschaft und des Kultur- und Kunstschaffens. Und keine Scheu vor dem Anspruch, die Welt verbessern zu wollen. Wenigstens ein bisschen.

**9. Kunst ist eine gesellschaftliche Infrastruktur und Ressource; die Stadt kann sie gezielt nutzen. Die Stadtpräsidentin/der Stadtpräsident und die Abteilung Kulturelles können die Kulturschaffenden und die Kulturhäuser herausfordern mit Fragen und Themen. Sie können einladen zum Nachdenken und zur Entwicklung neuer Modelle gerade auch in der Förderung.**

Der Vorgänger der amtierenden Kultursekretärin, Peter J. Betts, hat während Jahren Kulturschaffende angefragt, um in der Stadtverwaltung auftauchende Probleme anzugehen. Das konnte zu Ansätzen, gar zu Lösungen führen oder auch nicht. Den Versuch war es immer wert. Später versandete dieser Versuch. Mir scheint es heute wichtig, ihn wieder zu beleben und praktische Fragen zu stellen an die Kulturschaffenden, um deren Innovations- und Lösungspotential zu nutzen.

Der Gedanke lässt sich weiter spinnen. Man könnte ein Thema vorschlagen, zu dem alle Kulturschaffenden Beiträge aller Art und Form leisten. *Ein* Ergebnis gäbe es nicht, aber Ergebnisse, Anstösse, weitere Fragen – die ganze Stadt könnte und dürfte sich mit einem Thema auseinandersetzen.

**10. Wir müssen das Rad verbessern, nicht neu erfinden. Wenig in meinen Thesen ist neu. Fast alles steht irgendwo, teils vergessen. Es ist wichtig, die früher gemachten Überlegungen zu bewahren und sie von Zeit zu Zeit zu prüfen. Im Gespräch zwischen Kulturschaffenden, Förderern und Interessierten ergeben sich so neue Ansätze.**

Alte Ideen sind nicht zwingend veraltet. Ich habe die Idee vom Basislager Bern nicht erfunden. Das Wort ins Gespräch gebracht hat vor ein paar Jahren Peter Stämpfli. Ich nehme es auf, um ins Gespräch einzutreten und um Wichtiges, das gesagt worden ist, nicht zu vergessen.

Es gibt anderes, das wichtig bleibt. Nur ein Beispiel: Voraussetzung der Kulturförderung ist Vertrauen in die Kulturschaffenden. Letztlich, so hat es der Gemeinderat der Stadt Bern im Kulturkonzept 1996-2008 geschrieben, kann „das künstlerische Schaffen (...) nie ganz verstanden und in der Gesamtheit gerecht und rechtzeitig gefördert werden. Was wirklich neu und einzigartig ist, wirkt im Entstehen oft so fremd, dass es in seiner Bedeutung nicht ohne weiteres erfasst zu werden vermag.“ Das tönt ähnlich in Max Frischs Manifest *Schwarzes Quadrat*: „Die POESIE ist zweckfrei. (Schon das macht sie zur Irritation.)“



Fazit: Die guten Ideen bewahren, pflegen, weiterspinnen. Neue Ideen ausbrüten, diskutieren, erproben. Dafür braucht es wenig: Ein Gefäss, um regelmässig miteinander zu reden.

## **Und das Geld?**

Kultur ist eine Infrastruktur der Gesellschaft. Kulturproduktion wird auch wirtschaftlich immer wichtiger. Kultur fördern heisst also, die Menschen zu bereichern, die Gesellschaft zu stärken und die Wirtschaft zu beleben. Dafür gibt die Stadt Bern heute etwa 9% des Steuerertrags oder 4,5% ihres Gesamtaufwands aus. Das sind 260 Franken pro Kopf der Bevölkerung. Nicht wenig. Aber doch nicht genug. Mit 20 Franken mehr pro Kopf käme so viel zusammen, dass weit mehr möglich wäre.

Wir wissen aber alle, dass auf mehr Geld in dieser Zeit kaum gesetzt werden kann. Mehr Geld allein würde auch das Grundproblem nicht lösen, sondern nur verschleiern. Das Grundproblem ist, dass es immer mehr gut ausgebildete, überzeugende Kulturschaffende gibt, die Förderung benötigen und verdienen. Bei gleichviel Geld wird eine gerechte Verteilung, die nicht in erster Linie den Besitzstand verteidigt, immer schwieriger. Klar ist: „Die“ Lösung kann es nicht geben. Miteinander können wir aber versuchen, eine überzeugendere, gerechtere Verteilung zu finden.

Die öffentliche Hand kann nicht alles. Aber sie kann mehr als sie tut. Wieso lädt nicht der Stadtpräsident (in Zukunft die Stadtpräsidentin) regelmässig Firmen, Stiftungen, die Burgergemeinde ein, um ihnen zu sagen, was die Stadt jetzt gerade tun und wo sie finanziell ansteht. Das wäre erfolversprechender als die Kulturschaffenden allein auf die Piste zu schicken.

Denn nicht zu vergessen: Das Geld, das eingesetzt werden kann, kommt immer von den Gleichen, von uns. Die Basis, das sind die Steuerzahler. Und wenn es um Sponsoring geht, sind es wir Bankkunden, wir Käufer bei Migros und Coop, wir Versicherte, wir Kranke und auf Medizinaltechnik angewiesene, die von unseren Versicherungsprämien berappt wird, oder wir, die steuerfreie Stiftungen zulassen. Die Basis sind immer wir. Nutzen wir diese Konsummacht wie bei den Max Havelaar-Bananen!

## **Schluss**

Kunst und Kultur fördern ist eine Gratwanderung:

- Es geht einerseits darum, das Verständnis für Grundfragen der Menschen und der Gesellschaft mit künstlerischen Mitteln zu wecken und zu stärken. Wo anders als in der Kunst kann man die wirklichen Fragen unserer Zeit in kritischer Diskussion offen verhandeln? Letztlich kann dies die Welt ein wenig besser machen.
- Es geht andererseits darum, die *Freiheit* der Kulturschaffenden zu stärken. Das Kunstschaffen darf nie beeinflusst und instrumentalisiert werden. Dies heisst auch, die Kunst in niemandes Dienst zu stellen, auch nicht den des Standortmarketings.

Ein Jahr nach 1968 hat Karl Schmid, der Zürcher Literaturwissenschaftler, ETH-Rektor, hohe Offizier und Milizdienstleistende in vielen Feldern dies auf den Punkt gebracht: „Staat und Gesellschaft sollen zu den Künsten sehen - ja. Die Tönung, in der es geschieht, stimmt aber erst dann, wenn wir wissen: es ist die Kunst, die zur Gesellschaft sieht, liebevoll, zornig, unaufhörlich und unabweislich.“

Christoph Reichenau